ERSTE EINBLICKE UND GEDANKEN ÜBER MEINE REISE IN DIE KALAHARI ZU DEN JU/'HOANSI

„Nicht die Glücklichen sind dankbar, es sind die Dankbaren die glücklich sind."

Francis Bacon hat mein Gefühl dieser Wochen poetisch auf den Punkt gebracht, vier Wochen voller Erlebnisse und Abenteuer.
Die besinnliche Zeit in Grützdorf um den Jahreswechsel herum, nach meiner Rückkehr, gab genug Zeit, um viele Eindrücke der Reise zu sortieren und zu reflektieren. Die gemachten Erfahrungen waren so reichhaltig und vielschichtig, dass sie mich auch in Zukunft noch lange beschäftigen werden. Hier erste Einblicke und Gedanken.

Namibia, ein weitläufiges Land, mehr als doppelt so groß wie die Bundesrepublik aber mit nur 2,5 Millionen Einwohnern. Die Ureinwohner Namibias sind die San, auch Buschmänner oder Bushmen genannt. Damit sind grundsätzlich beide Geschlechter gemeint. Sie leben schon seit mindestens 20.000 Jahren im südlichen Afrika. Man schätzt, dass es heute ca. 30.000 Bushmen in Namibia gibt, von denen nur noch 2.000 in ihrer traditionellen Art und Weise leben. Die meisten dieser letzten, ursprünglichen Dorfgemeinschaften findet man im „Naye Naye Conservancy", ein Wildschutzgebiet im Nordosten Namibias: Bushmenland.
Ich war Teil einer internationalen Gruppe von Wildnismentoren. Uns hat das gemeinsame Interesse an dieser uralten Jäger- und Sammlerkultur und das Land in dem sie leben verbunden. Jeder von uns war auf seine individuelle Art neugierig dieses Volk besser kennen zu lernen. Vier Wochen verbrachten wir in engem Kontakt mit einer kleinen Gruppe der Ju/'Hoansi-San in der Wildnis der Kalahari.

Da ist zunächst mein persönliches Abenteuer auf einem mir fremden Kontinent, eine Kultur und ein Ökosystem hautnah zu erleben, welche ich nur aus Büchern, Filmen und von Fotos kannte.

Bild von Nicki Mosley

Die unglaubliche Weite der Dornbuschsavanne mitten in dem riesigen Becken der Kalahari, mit ihrer menschenleeren, ursprünglichen Wildnis voller unbekannter Gefahren, dorniger Pflanzen, fremdartigen Geräuschen und der Kraft einer heißen, brennenden Sonne, die meine Haut zum Glühen bringt. Das merkwürdige Gefühl, einen großen Vierbeiner am Straßenrand zu sehen, von dem ich weder seinen Namen noch sonst irgendetwas über seine Lebensart weiß, eine Situation die mir in Europa seit vielen Jahren nicht mehr begegnet ist. Der Sand, der allgegenwärtig ist, auf dem ich sitze, mit heißen Sohlen laufe, auf dem ich schlafe und der all die Geschichten um mich herum in Form von Spuren sichtbar macht, täglich sein Gesicht ändert, soviel Leben birgt und schnell zu einem guten Freund wurde …

Bild von Nicki Mosley

Und dann natürlich die Buschleute mit ihrer unvorstellbar herzlichen Wesensart, ihrer außergewöhnlichen Sprache voller Schnalz- und Klicklaute, ihr markantes Aussehen und auch ihre traurige Geschichte von Vertreibung und Verdrängung.

Sind die Geschichten über dieses Volk wahr, die über ihre faszinierenden Fähigkeiten erzählt werden? Beispielsweise das meisterhafte Lesen, Verstehen und Verfolgen von Spuren und Fährten, die Kunst, in einer der wasserärmsten Gegenden dieser Erde zu überleben, ihr umfangreiches Wissen über die einheimischen Pflanzen und die Kenntnisse über die komplexen Zusammenhänge ihres Lebensraumes. Sind es nur Gerüchte, Legenden oder meine verklärten Projektionen? Bereits nach wenigen Tagen war mir klar, dass alles bis dahin Gehörte stimmte und meine Erwartungen sogar übertroffen wurden.

Ich machte es mir zur täglichen Gewohnheit, in den frühen Morgenstunden die Umgebung zu erkunden. Bei einem dieser Ausflüge durch den Busch habe ich mein kleines und mir sehr wichtiges Fernglas verloren, abseits irgendwelcher Wege, im Unterholz. Die Tasche, in der es steckte, hatte ich an meinem Gürtel. Die Dornen der Sträucher sind äußerst stark und die Naht an dem Täschchen war äußerst schwach. Am späten Nachmittag bat ich einen der Tracker, ob er mir helfen könnte, meine Spuren zurück zu verfolgen, um das Fernglas wiederzufinden. Ich führte /'Ui zu der Stelle, an der mir der Verlust zum ersten Mal aufgefallen war. Ganz entspannt, ruhig und konzentriert folgte er meinen Spuren direkt bis zum Fernglas, ungefähr im gleichen Tempo, wie ich am selbigen Morgen, nur mit dem Unterschied, dass ich keinem kaum sichtbaren Pfad folgen musste. Er überreichte mir die zerrissene Gürteltasche samt Inhalt, lächelte mich freundlich an und sagte: „Das war leicht, du hast sehr große Füße und bist ein schwerer Mann!“.

Ich liebte es, jeden Morgen früh aufzuwachen, mir auf dem schnell entzündeten Feuer einen starken Kaffee zu kochen, während in unserem Camp noch alles schlief. Um dann, oft noch vor Sonnenaufgang, durch den Busch zu streifen, das Neue zu entdecken, Fährten zu folgen, Vögel zu beobachten.

Die Kalahari ist in dieser Gegend unberührt und wild, steckt voller Gefahren, das wurde uns von Anfang an eingetrichtert. Die Umgebung hatte stets meine volle Aufmerksamkeit. So erweiterte ich vorerst zaghaft, dann selbstbewusster meinen Bewegungsradius und wagte mich immer weiter in den unbekannten Busch. Ich ließ mich von den ausgetretenen Pfaden der Buschleute, der geisterhaften Kudu Antilope, den krummrückigen Hyänen, den Respekt einflößenden Elefanten und den stets heimlichen Katzen leiten. Es ergab sich von selbst, dass ich mich bei einer frischen Leopardenspur entgegengesetzt der Laufrichtung bewegte.

Während dieser morgendlichen Wanderungen fühlte ich mich oft als Jäger und auch als Gejagter, aber das sind Geschichten für Abende am Lagerfeuer auf dem Zinken - das erste Elefantenbrüllen, die noch vibrierende Leopardenspur, die Begegnung mit einer Schwarzen Mamba, das Dornengestrüpp …

In der Kalahari unterwegs zu sein, ist Tracking. Jedes Mal, wenn wir mit unseren Freunden aus dem Dorf im Busch waren, egal ob beim Feuerholz holen oder um nach essbaren Wurzeln zu suchen, waren wir auch tracken. Für die Buschleute ist Tracking gleichzusetzen mit Jagen. Das Dorf braucht Fleisch und wenn die Jäger mit Fleisch nach Hause kommen, freuen sich die Kinder und wenn die Kinder glücklich sind, sind die Frauen glücklich und glückliche Frauen können wiederum Männer sehr glücklich machen … Wenn wir also richtig gut im Spuren lesen sind, machen wir das ganze Dorf glücklich. Was für eine sympathische Sicht auf die Kunst des Fährtenlesens.

Meine große Leidenschaft, Tierfährten zu folgen, zu studieren, die Geschichten einer Fährte zu lesen, konnte ich intensiv ausleben. Teilweise kam ich mir vor, als ob ich bei Null anfangen würde, so viel war neu, fremde Tierarten, ungewohnte Bodenverhältnisse. Welche Gangarten bevorzugen die Tiere hier? Wie bestimmen die äußeren Einflüsse die Art ihrer Bewegung? Fragen über Fragen …

Also löcherte ich die einheimischen Tracker und diskutierte mit ihnen meine Aufzeichnungen. In den heißen Mittagsstunden suchte ich mir oft ein schattiges Plätzchen und wälzte Bücher über Spuren und Säugetiere der Kalahari aus unserer kleinen Bibliothek, überprüfte meine Skizzen vom Morgen. Durch diese Erfahrung konnte ich mich gut in das Erleben vieler Teilnehmerinnen und Teilnehmer meiner eigenen Fährtenleserseminare zu Hause im Fläming versetzen, die auch oft keine genaue Vorstellungen haben, was für Tiere in unseren Wäldern leben, wie sie aussehen, was für Zeichen sie hinterlassen oder in welchen Rhythmen sie sich bewegen. Die Meistertracker des Dorfes waren sehr geduldige und humorvolle Lehrer.

Engagiert und hilfreich war auch Werner. Eigentlich war er als Koch für unsere international bunt zusammengesetzte Gruppe engagiert worden aber er war vieles mehr. Werner ist in Namibia auf einer Farm aufgewachsen. Er kennt das Land, die Buschleute und ihre Kultur seit seiner frühen Kindheit, er ist Jäger und ein begnadeter Tracker, der sein Wissen gerne teilt. Ohne ihn hätte ich in der kurzen Zeit nicht so tief in die mir unbekannte Fauna einsteigen können.

Am Ende unserer Reise gab es die Möglichkeit an einer Evaluation für Spurenleser teilzunehmen. Das ist eine Art Test, entwickelt von Louis Liebenberg, Gründer des Cybertracker Programmes und Autor vieler Bücher über Tracking und die Buschleute in Südafrika. Die Motivation an der Abschlussevaluation teilzunehmen war nicht die Punktzahl, die am Ende auf einem Blatt Papier stehen würde, sondern eher die Möglichkeit mehrere intensive Tage gemeinsam mit Trackern zu verbringen, die zu den Besten der Welt gehören. Diese Tage waren einfach nur großartig. Da gab es nichts anderes mehr als Fährten, Tiere, Muster erkennen, Hinweise zusammentragen, Geschichten hören, Lachen, Sonne und Sand, viel Sand.

Und dann waren da natürlich noch meine gefiederten Freunde, die Vögel. Ich war sehr gespannt auf die Vogelwelt der Kalahari und vor allem auf die Begegnungen mit alten Bekannten aus der Heimat. Die Artenvielfalt war überwältigend. Eine Vielzahl unbekannter Gesänge und Kontaktrufe forderten mein Gehör. Doch nach den ersten morgendlichen Streifzügen, wurde die akustische Signatur der Landschaft immer deutlicher und erste Muster der Grundstimmung erkennbar.

Von den meisten auffälligen Vögeln lernte ich die Namen kennen, wenn ich mit Büchern oder Fragen nicht weiter kam, dann gab ich ihnen einfach einen eigenen. Gerade der häufigste Vogel, der jeden Morgen den Klangteppich der gesamten Landschaft unüberhörbar dominierte, ähnlich unserer Amsel, war sehr schwierig zu bestimmen. Er sang stets von einer versteckten Warte, war klein und flink und von der Färbung her ein typischer kbV (kleiner brauner Vogel). Er blieb für mich bis zum Schluss der “I don’t know who you are Bird“ (ich weiß nicht wer du bist Vogel). Ein Satz der für mich wunderbar zu seiner einprägsamen, ständig wiederholten Strophe passte. Ein deutlicher Unterschied zu unserer heimischen Vogelwelt war die fast verschwenderische Farbenfroheit. Sei es ein knalliges Rot, leuchtendes Gelb, metallisch schimmernde Blau- oder Grüntöne, die Kombinationen waren oft sehr überraschend. Es gab kaum einen Tag, an dem kein „neuer“ Vogel auftauchte, wahrscheinlich eher in meiner Wahrnehmung als in der Landschaft selbst.

Einer der zauberhaftesten Momente entstand an einem frühen Morgen, als ein vertrautes Geräusch aus der Ferne erklang. Ich dachte an Wildgänse, nur waren unter den bekannten Rufen auch fremde, untypische Klänge eingestreut. Zudem ziehen diese Vögel nicht so weit in den Süden. Mir war klar, dass das keine Graugänse sein konnten.
Und da, plötzlich kamen sie in Sicht, ein Schwarm kranichgroßer Vögel, das rosa schimmernde Federkleid vom Sonnenlicht verstärkt: Flamingos.
Mir war völlig unklar, was Flamingos in dieser wasserarmen Gegend wollten. Später erfuhr, ich, dass es in der Nähe große Becken gibt, welche sich in der bereits begonnenen Regenzeit mit Wasser füllten. Als wir wenige Tage später eine dieser riesigen Wasserpfannen besuchten, erfüllte mich die unerwartete Vielfalt und Anzahl der Vogelarten mit Sprachlosigkeit und Glück. Es war eine absolute Reizüberflutung.

Bild von Nicki Mosley

Der erste vertraute und innig geliebte Sänger aus der Heimat war eine Überraschung, da er sich durch seinen Gesang verriet. Die meisten Arten, die in Europa brüten, singen in den Winterquartieren selten und genau diese Art ist ohne seine typischen Lautäußerungen, nur sehr schwer eindeutig zu bestimmen. Es war der Fitis oder wie wir ihn auch gerne nennen: der weiche Buchfink, da seine Strophe ähnelt, nur weicher und ohne den typischen Finkenschlag. An einem anderen Morgen begegnete mir ein Neuntöter. Ich war berührt, da er ein auffälliger und wunderschöner Brutvogel auf unserem Platz in Grützdorf ist. Am folgenden Morgen konnte ich mindestens 15 Neuntöter entdecken, weit verteilt in der Landschaft, stets still auf hoher Warte sitzend, auf der Jagd. Danach sah ich nie wieder so eine Ansammlung dieser Art, daher meine Vermutung, dass die Individuen noch am Durchziehen oder Ankommen in ihren Winterquartieren waren.
Des Weiteren traf ich Pirole, Rauchschwalben, Mauersegler und Kuckucks. Jede Begegnung auf ihre Art einzigartig und besonders.

Natürlich gehörten zur akustischen Signatur des Landes nicht nur Vogelgeräusche. Tagsüber strapazierte das schrille Sirren der Zikaden unsere Ohren. In den lauen Nächten, waren laut und rhythmisch verschiedenste Grillen und Heuschrecken zu hören, singende Geckos hockten überall in den Büschen um unseren Campplatz herum und hin und wieder erklang der schauerliche Ruf einer Hyäne, die ihre Artgenossen zum nächtlichen Mahl rief.

Bild von Nicki Mosley

Der Austausch mit den Buschleuten über die Tiergeräusche des Landes wurde für mich schnell zum alltäglichen Spiel und endete meist mit lautem Lachen. Ich war erfreut wie selbstverständlich es für die Menschen dort ist, Tiere zu imitieren, nicht nur mit der Stimme, sondern oft mit dem Einsatz des ganzen Körpers.
Ich erinnere mich an so manche Situation auf meinen Vogelwanderungen, wo Menschen mich mit befremdlichen oder leicht beschämten Blicken straften, wenn ich zum Beispiel mit voller Inbrunst versuchte, den Balztanz der Großtrappe nachzuahmen.

Bild von Nicki Mosley

Das Dorf der Buschleute lag ca. 300 Schritt von unserem Campplatz entfernt. An manchen Abenden konnten wir ihr Gelächter, die Stimmen der spielenden Kinder oder die Gesänge der Frauen hören.

Wir verbrachten jeweils den Vor- und Nachmittag mit verschiedenen Aktivitäten gemeinsam, manchmal auch Abende am Feuer mit Musik, Tanz und Geschichten.
In den ersten zwei Wochen unseres Aufenthalts beschäftigten wir uns mit dem traditionellen Handwerk der San. Wir lernten unterschiedliche Techniken, um die Grundausrüstung eines Buschmanns dieser Gegend herzustellen. Es gab drei, parallel laufende Stationen. Bei der Ersten lernten wir, welche Hölzer für verschiedene Zwecke eingesetzt werden, wo sie wachsen und sie zu verarbeiten. Wir brauchten den Schaft für unseren Speer, das Holz für den Bogen, einen Grabstock und den Griff für das „Chop Chop“, eine Art Multitool der Buschleute. Es kann als Axt oder feines Schnitzwerkzeug benutzt werden, als Kratzer oder Schaber um Rohhäute zu bearbeiten, als Hammer und sogar als Tabakpfeife, wenn die Blättchen aus Zeitungspapier alle sind.

An der nächsten Station lernten wir am offenen Feuer zu schmieden. Die Hitze vom heißen Feuer und der brennenden Sonne gleichzeitig zu ertragen, war auf jeden Fall gewöhnungsbedürftig. Als mein Körper diesen Umstand endlich akzeptierte, hatte das Feuer und die Schmiedearbeit eine magnetische Anziehungskraft auf mich. Ich verbrachte dort viele Stunden. Auf dem warmen Sand sitzend, einen Hammer in der einen, eine Zange in der anderen Hand.

Bild von Nicki Mosley

Mit der Zange platziert man alte, rostige Bauschrauben oder Gewindestangen auf einem Stück Eisenbahnschiene und schmiedete, bis die gewünschte Form entsteht. So entstanden Speerspitzen, Messerklingen, Pfeilspitzen und die Klingen für die „Chop Chops“.
Die Gewinnung und Verarbeitung von Eisen wird bei den Buschleuten bereits seit vielen Jahrhunderten betrieben, gehört also auch zu den traditionellen Handwerken der Ju/‘Hoansi.

An der letzten Station wurden Rohhäute von Impala und Oryx Antilopen zu Leder verarbeitet. Hier war an manchen Tagen das ganze Dorf versammelt. Die Ältesten, die mit stoischer Routine ein Fell nach dem anderen bearbeiteten, ein Teil unserer Gruppe, die auch an ihren Fellen kratzen und immer wieder neugierige Dorfbewohner, von denen einige zum ersten Mal eine Haut bearbeiteten, natürlich alles am Boden, auf Sand.

Bild von Nicki Mosley

Die alten Handwerke sind dort kein Alltag mehr und viel altes Wissen ist bereits verloren oder droht verloren zu gehen.

Das gemeinsame Arbeiten bot verschiedene Möglichkeiten für ein erstes Kennenlernen. Austausch von Namen, Interessen und Anliegen oder dem Erlernen erster Worte der komplexen Muttersprache der San. Die Sprache der Ju/'Hoansi ist nicht nur mit verschiedenen Klick-und Schnalzlauten durchsetzt. Manchmal sind es nur feine Nuancen in der Betonung, welche einem Wort eine völlig andere Bedeutung geben. Bis zum Schluss gab es Uneinigkeit in unserer Gruppe über die Aussprache einiger alltäglicher Worte.

Zwischen den Arbeiten gab es Zeit für spontane Aktionen wie zum Beispiel das Spielen mit den Kindern oder das Singen mit den Frauen. Der Platz war belebt mit handwerklichem Tun, Gelächter und Gesang und stets im Hintergrund das monotone „Hammer, Hammer, Hammer" von der Schmiedestation.

Sehr spannend zu beobachten war die Art und Weise Dinge zu lehren oder weiterzugeben. Es war auffällig, dass in ihrer Kultur nicht viel erklärt wird, es keine Anweisungen gibt. Man sitzt zusammen im Sand, bekommt gezeigt, beobachtet und probiert sich aus.
Stellte ich zu viele Fragen, landete mein Werkstück oft in den Händen des Könners, dort blieb es dann, bis der Arbeitsschritt abgeschlossen war, obwohl ich gern noch weiter versucht hätte. Ich habe mir dann angewöhnt, so wenig wie möglich zu fragen.
Meine Vermutung ist, dass das einen ganz bestimmten wohlwollenden Grund hat. Die Buschleute sind bekannt für ihr freundliches und bescheidenes Wesen. Sie sind offensichtlich bemüht, dass es dem Gegenüber gut geht. Ihre Geduld und Einfühlsamkeit beim Weitergeben ihres Wissens oder der Beantwortung vieler unserer täglichen Fragen schien grenzenlos, ihre offene und herzliche Art entwaffnend. Das am häufigsten benutzte Wort ist „Gadscha", dazu beide Daumen nach oben und ein fettes Grinsen, das bedeutet so viel wie: „Hast du super gemacht! Absolut Klasse! Weiter so! Es ist alles gut!" Auch oft in Situationen, wo ich z.B. alles andere als zufrieden mit meiner Arbeit war.

Daher glaube ich, dass wenn, wie in unserer Kultur üblich, viele Fragen gestellt werden, wie dieses oder jenes zu tun sei, schnell der Eindruck entsteht, dass es dem Fragenden nicht gut geht, er muss echte Schwierigkeiten haben und sich unwohl fühlen. Anstatt also die Fragen zu beantworten, wird dieser Person geholfen und im besten Fall die Arbeit abgenommen um ihn wieder zum Lächeln zu bringen, ihn glücklich zu machen.

Eine Kultur, in der es normal ist Dinge abzuschauen und auszuprobieren, aus dem eigenen Interesse heraus oder einfach nur weil es Spaß macht. Eine Kultur, in der es völlig selbstverständlich ist, Fehler zu machen, wenn es sein muss immer wieder, bis das Erlernte beherrscht wird.
Die Kinder waren das beste Beispiel. Ich hatte mich schnell mit einer Gruppe von Jungs aus dem Dorf angefreundet. Fünf bis zehn Jungen im Alter von sieben bis vielleicht elf Jahren. Manchmal übten wir zusammen Beatbox, also lustige Geräusche mit dem Mund zu machen, sangen Hits aus unseren Wildniscamps oder erfanden irgendwelche Spiele, wie zum Beispiel das „Zeitlupen-Hallo-Schlag-Ein-Spiel“. Es war verblüffend, wie selbstverständlich die Jungen alles imitierten, ohne Aufforderung, ohne Angst sich zu blamieren aber stets mit einem schüchternen Lächeln auf dem Gesicht. Ähnliches Verhalten habe ich bei den Erwachsenen beobachtet, beim Singen unserer Lieder oder wenn wir Tiere aus Europa imitierten.

Bei den Jugendlichen war dieses Verhalten nicht so offensichtlich. Da sah ich eher geschlechterorientierte Grüppchenbildung, sehr moderner Klamottenstil, lässige, fast träge Fortbewegungsart, vorgetäuschtes Desinteresse bei großen gemeinschaftlichen Treffen.
Verhaltensweisen, die mich sehr an meine Erfahrungen erinnerten, die ich mit dieser Altersgruppe bei vielen Klassenfahrten oder Camps bereist sammeln durfte.

Bild von Nicki Mosley

Wenn sich die Jugend aber zum gemeinsamen Fußballspielen am Nachmittag traf war die Verwandlung vom schlurfenden Individuum zum geschickten Ballkünstler, der Körper voller Spannung und Energie, phänomenal. Trotzdem war mein Gefühl, dass die Jugend ein fester Bestandteil der Dorfgemeinschaft war, nicht wie manchmal bei uns eine „Problemgruppe“ mit der keiner so richtig was anfangen kann.

Die Einfachheit und die bestechende Logik einiger Antworten auf manche unserer Fragen waren immer wieder verblüffend für mich.
Einige Menschen aus unser Gruppe wollten aus ihrem frisch gegerbten Leder die traditionelle Kleidung der Ju/'Hoansi herstellen. Um keine vermuteten Befindlichkeiten zu verletzen, fragten wir die Dorfgemeinschaft, ob es für sie ein Problem wäre, wenn wir ihre Kleidung tragen würden.
Nach der Übersetzung der Frage, entbrannte eine lautstarke Diskussion, jeder sagte seine Meinung und das meist gleichzeitig, für meine Ohren ein unverständlicher, chaotischer Singsang, voller Klicks und Klacks.
Die Antwort, die dann übersetzt wurde lautete:“ Wieso sollte das für uns ein Problem sein, wir tragen doch eure Kleidung schon seit vielen Jahren!“

Ein Höhepunkt des Aufenthalts war eine gemeinsame Wanderung durch den afrikanischen Busch. Was mich besonders freute, war das fünf Jugendliche aus dem Dorf sich entschieden haben uns zu begleiten, für die eine Wanderung dieser Art ebenfalls nicht mehr alltäglich ist. Als sich ein abenteuerlicher Tag dem Ende nährte, waren wir verwundert, warum wir an wunderschönen Campplätzen vorbeiliefen, um letztlich an einer offenen, ungeschützten Stelle haltzumachen.

Bild von Nicki Mosley

Während die Gruppe sich sammelte und vor dem Campaufbau kurz ruhte, verschwanden die fünf Jugendlichen im Eilschritt im Busch. Erst dann erfuhren wir den Grund ihres Verschwindens und der Verlagerung des geplanten Campplatzes. Die jungen Männer hatten ihr ganzes Wasser getrunken und wollten nun vor Einbruch der Dunkelheit noch schnell zur nun nahen Wasserstelle laufen, um ihre Flaschen aufzufüllen.

Wir begannen mit dem Aufbau des Lagerplatzes. Die Vorbereitungen wurden plötzlich immer hektischer, denn am Horizont verdunkelten dichte graue Wolken dramatisch den Himmel. Der stärker werdende Wind peitschte rasant die Wolkenwand genau auf uns zu. Das Tarp, welches wir nur für einen Notfall dabei hatten, war vier Mal vier Meter groß und flach über den Boden gespannt. Allen war klar, dass trotz der geringen Körpergröße der Buschleute, es unter der Plane eng werden würde, sehr eng. Als die ersten fetten Regentropfen fielen, kehrten die Jungs zurück, allerdings mit leeren Flaschen. Ein Elefantenbulle war an der Wasserstelle, als er die Buschmänner bemerkte, rannte er auf sie los, war wohl auch ein junger Elefant. Die durstigen Jungs ergriffen die Flucht.

Die Gewitter, die wir bis dahin erlebt hatten, waren meist kurz und heftig. Dieses Unwetter jedoch fühlte sich nach einem Weltuntergang an. Die Gewalt des Windes und die Wassermassen trafen uns völlig unvorbereitet. Wir kauerten dicht an dicht unter der Plane. Mit aufgeschnittenen Plastikflaschen fingen wir das Regenwasser auf und die Jugend konnte endlich ihren Durst stillen. Inzwischen war es stockdunkel, die Regengüsse nahmen kein Ende. Von allen Seiten strömte das Wasser in kleinen Bächen unter die Plane. Das Becken in dem wir uns befanden begann voll zu laufen.
Wir hockten knöcheltief im Schlamm. Ein paar von uns konnten die durchweichten Rucksäcke als Sitze nutzen, die Buschleute schliefen oder ruhten in der Hocke, das Feuer war längst in einer riesigen Pfütze ertränkt, an Schlaf war für mich nicht zu denken. Als das Unwetter, begleitet von tiefem Donnergrollen und hellen Blitzen, vorüber war, konnten wir endlich das Feuer wieder entzünden, mühsam und aufwendig, mit klitschnassem Holz auf matschigem Boden.

Ruhe kehrte ein, viele dösten, ein paar fanden einen feuchten Liegeplatz, andere trockneten nasse Sachen am großen Feuer. Diese Nacht war extrem und existenziell, es war eine besondere Nacht, verbindend und intensiv.
Alle waren sehr glücklich, als endlich die ersten Sonnenstrahlen über dem Horizont auftauchten. Bevor wir das Lager abbrachen und unsere verschlammten Rucksäcke packten, setzten wir uns zu einer Morgenrunde zusammen, um zu hören wie es allen geht. Einer der Jugendlichen sagte: „Gestern Abend waren wir sehr durstig, als wir zur Wasserstelle kamen, konnten wir kein Wasser bekommen, weil uns ein großer Elefant verjagte (allgemeines Gelächter), dann kam der Regen und wir konnten endlich trinken, da war ich sehr glücklich.“ Eine der beiden Frauen, die ihren kleinen Sohn die ganze Zeit im Tuch bei sich hatte, sagte: „Gestern waren alle meine Sachen nass und ich konnte nicht schlafen, dann brannte das warme Feuer und ich konnte sie trocknen. Jetzt scheint die Sonne, das macht mich sehr glücklich und ich freue mich, mit euch jetzt hier zu sein.“

Bild von Nicki Mosley

Mein Eindruck nach diesem gemeinsamen Abenteuer war, dass es sich bei den Buschleuten, die wir dort kennen gelernt haben, um das Wesentliche dreht, es ist wichtig den Moment als das wahrzunehmen was er ist, es geht darum glücklich zu sein und andere glücklich zu machen. Es ist eine Kultur des „Ja“ Sagens, „Gadscha!“, alles ist gut.
Genau diese Eigenschaft ist es paradoxer Weise, die diese Kultur so anfällig für Einflüsse von Außen macht.

Bild von Nicki Mosley

Wie kann es sein, dass eine der letzten Gruppen von Jägern und Sammlern, die seit Jahrtausenden auf diese Art und Weise lebten, plötzliche Ziegenhirten werden sollen?
Die dreißig Ziegen wurden den Einwohnern vor wenigen Monaten von der namibischen Regierung geschenkt. Das Dorf bekommt für die Haltung Geld, darf die Ziegen aber erst essen, wenn sie sich auf eine bestimmte Zahl vermehrt haben, Milchprodukte werden von den meisten Buschleuten nicht gut vertragen.
Bis die Herde aber die vorgegebene Anzahl erreicht hat, haben die Ziegen viele der einheimischen Pflanzen verdrängt, einen großen Teil der Nahrungsgrundlage der Buschleute, neben dem Wildfleisch, das die Jäger ins Dorf bringen.
In wenigen Jahren verwandeln domestizierte Herdentiere den reichhaltigen, nahrhaften Busch in eine Wüste, wie wir es am Beispiel zahlloser Farmen auf der Fahrt durch Namibia gesehen haben. Eine subtile Methode der Regierung die Buschleute zu „domestizieren“ und der Versuch, aus Jägern und Sammlern Bauern und Viehhirten zu machen.

Ein anderes Beispiel für die Auswirkungen der „Ja-Kultur“, begegnete uns gleich am ersten Tag unserer Ankunft im Dorf. Auf dem Campplatz mit dem wundschönen Namen „Elephant Song Campsite“, der durch seine Einfachheit und Wildheit bezauberte, standen zwei kleine, nagelneue Betonhäuser. Diese wurden von einer türkischen Entwicklungshilfeorganisation errichtet.
Eines der Häuser war eine neue Toilette mit Wasserspülung, Lichtschaltern und Steckdosen, in einer Gegend wo der einzige Strom etwa einen Kilometer weit entfernt von zwei großen Solarpanelen erzeugt wird, hauptsächlich zum Zweck die Wasserpumpe zu betreiben. Über die Idiotie einer Wasserspülung in einer Gegend, wo die meiste Zeit im Jahr Wasserarmut herrscht, will ich gar nicht erst nachdenken.

Dann gibt es noch so unangenehme Themen wie Alkohol, mangelnde Aufklärung oder Versorgung von Krankheiten, wie zum Beispiel Tuberkulose und Missionare, welche in großen Bussen die Dörfer abklappern um die Botschaft Jesu zu verkünden, die neue Hoffnung für die Kalahari.
Das zu sehen, stimmt nachdenklich und traurig.
Gleichzeitig bringen mich diese Gedanken zu mir selbst. Was sind meine Projektionen, welche Filter trüben meine Wahrnehmung, was für Informationen, besser noch welche Erfahrungen fehlen mir, um die Zusammenhänge der Prozesse hier in der Wüste zu verstehen.
Welchen Einfluss hat unser Aufenthalt eigentlich auf die Zukunft dieses Dorfes?
Letztendlich werfen mich die Fragen zurück in Situationen, die ich von zu Hause kenne. Momente in denen es still um mich wird, ich die Einfachheit und den Augenblick um mich herum begreife, während der Wahnsinn in der Welt tobt. Bei Gesprächen während und nach der Reise bleibt die Erkenntnis, dass es keine einfache und vielleicht auch noch keine fertige Lösung gibt.
Was ich tun kann ist simple, bei mir anfangen, heute, jetzt. Dafür sorgen, dass dieser Tag ein guter Tag wird und ich andere Menschen glücklich machen kann, selber glücklich bin. Wenn ich glücklich bin, bin ich auch dankbar oder war das bei Francis Bacon nicht anders herum?

Geschrieben am 02.02.2018 von Paul Wernicke, Leiter der Wildnisschule Hoher Fläming. Ein Dankeschön an Nicki und Werner für die ausdrucksstarken Fotos, an Papa und Jocke für das Korrektur lesen und die gemeinsamen Gespräche und Wanja, für die graphische Aufbereitung.

Bild von Nicki Mosley